

Dafür sind im Rahmen eines anderthalb Jahre dauernden Forschungsprozesses insgesamt 251 narrative und problemzentrierte Interviews mit Betroffenen und deren Angehörigen sowie Lehrer*innen geführt worden. Zudem wurden Experteninterviews mit Akteuren aus der Bildungs- und Sozialarbeit geführt.

Es geht also um die Rekonstruktion des Status quo des Problemfelds Antisemitismus an Schulen in Deutschland auf der Grundlage qualitativer Interviews und ihrer sequenzanalytischen Auswertung. Somit ist das Forschungsvorhaben der soziologischen Diskriminierungs- und Antisemitismusforschung verpflichtet (vgl. Hormel/Scherr 2004; Gomolla/Radtke 2009). Die Forschungsbefunde, wie sich Antisemitismus in Interaktionen zwischen Schüler*innen bzw. Schüler*innen und Lehrer*innen abbildet, welche ideologischen Erscheinungsformen des Antisemitismus dabei zum Ausdruck gebracht werden, wie sich Antisemitismus als institutionelle Diskriminierung jüdischer Schüler*innen dimensioniert, wie Betroffene und ihr soziales Umfeld mit Antisemitismus umgehen, welche Routinen sich in der pädagogischen Praxis in Bezug auf das Problem herausgebildet haben, ermöglichen einen differenzierteren Blick auf das Problemfeld, der wesentlich über den bisherigen Forschungsstand hinausgeht. Die Forschungsbefunde werden auf die pädagogische Praxis zurückbezogen, indem sie die Grundlage dafür bilden, Handlungsempfehlungen für den pädagogischen Umgang mit Antisemitismus zu formulieren. Wenn es auch zahlreiche Handreichungen zum pädagogischen Umgang mit Antisemitismus gibt, wird mit dieser anwendungsorientierten Studie und ihrer empirischen Fundierung pädagogischer Handlungsempfehlungen eine Lücke erschlossen. Denn diese werden unter Berücksichtigung der Betroffenenperspektiven, im direkten Bezug auf die ideologischen und handlungsförmigen Manifestationen des Antisemitismus an Schulen und den etablierten pädagogischen Handlungsweisen formuliert.

Antisemitismus in Deutschland: Kontinuität und Ächtung

Um sich dem Thema Antisemitismus in Schulen anzunähern, bedarf es zuvorderst der Klärung einiger wichtigen Fragen: Hätte man nicht gerade im 20. Jahrhundert angesichts der Shoah viel über Antisemitismus lernen können, wurden nicht tausende Bücher darüber verfasst und Bildungsprojekte initiiert, wurde Antisemitismus nicht sozial geächtet? Die Antwort auf jede dieser Fragen lautet: „Ja“. Und trotzdem lässt sich konstatieren, dass der Antisemitismus 75 Jahre nach der Shoah zunimmt und sich normalisiert. Der Präsident des Zentralrats der Juden, Josef Schuster, kommentiert diese gesellschaftliche Entwicklung in Bezug auf das Problemfeld Schule wie folgt (zitiert nach Bachner/Vieth-Entus/Jansen 2018, o. S.): „Wenn jüdische Schüler nicht in die

Schule gehen können, ohne antisemitische Anfeindungen oder Angriffe fürchten zu müssen, läuft etwas falsch in diesem Land.“

In Anbetracht dieser Gegenwartsdiagnose müssen anderen Frage formuliert werden: Wie kann es sein, dass der Antisemitismus fortwährend seine soziale Ächtung unterläuft, dass das Ideal der Ächtung des Antisemitismus am Status quo zerschellt? Es liegt an der mehr als zweitausend Jahre andauernden Kontinuität des Antisemitismus, daran, dass die Judenfeindschaft in den eingangs zitierten Worten von Earl Raab als kulturelles Reservoir tief verankert ist und auch dann nicht verschwindet, wenn ihre sozial akzeptierte Rationalisierung im Wandel der Zeit an Plausibilität oder Autorität verliert (vgl. Sacks 2016; Cotler 2002). Der Antijudaismus des Mittelalters ging im 19. Jahrhundert in den modernen Antisemitismus über, das religiös begründete Feindbild wurde nun, auf der zeitgemäßen Autorität des Ideals der »Wissenschaftlichkeit« basierend, rassistisch begründet. Dieser moderne Antisemitismus „fand sein Telos, seine totale Zuspitzung in der eliminatorisch-rassistischen antisemitischen Ideologie des Nationalsozialismus“ (Rensmann 2018, S. 95), d. h. in der Ermordung von sechs Millionen europäischer Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland.

Doch auch angesichts der Shoah verschwand der Antisemitismus nicht, lediglich sein rassistischer Ausdruck wurde geächtet (vgl. Bergmann/Erb 1986, Halkin 2002, Kistenmacher 2017). Der Antisemitismus passt sich in seiner dominierenden Erscheinungsform der Gesellschaft und den sozial akzeptierten Bedingungen seiner Artikulation an. Nach der Shoah wurde so Israel in den Fokus gerückt, der jüdische Staat ist zur Projektionsfläche antisemitischer Ressentiments und Ideologie geworden, seine Delegitimierung zur Leidenschaft der Antisemiten*innen, die angesichts der Ächtung des rassistischen Antisemitismus und der Shoah das Bekenntnis zum Antisemitismus scheuen. Der Antisemitismus besteht fort, obwohl sich seine ideologischen Begründungen der ganzen Welt nicht nur als unwahr, sondern als wahnhaft, und die Taten der Antisemit*innen als verbrecherisch und barbarisch offenlegt haben, das kulturelle Reservoir wird neben dem weiterhin bestehenden Antijudaismus und dem modernen Antisemitismus um die Erscheinungsform des israelbezogenen Antisemitismus erweitert worden.

Der Antisemitismus im Israelbezug ist die neue Erscheinungsform eines uralten Phänomens, »neu« ist er insofern, als er sich von den vorherigen Erscheinungsformen und ihren Begründungen abzugrenzen strebt, aber gerade daraus seine Legitimität und Geltung ableitet (zur Debatte über „neuen Antisemitismus“ Rabinovici/Speck/Sznaider 2004; Rensmann 2004; Lewis 2006, Rosenfeld 2015; Bensoussan 2016; Lipstadt 2018; Heilbronn/Rabinovici/Sznaider 2019.)

Diese Dynamik gehört zur soziohistorischen Entwicklung des Antisemitismus, aber wird von den meisten Menschen, der Öffentlichkeit, der Politik und

den Bildungsinstitutionen gemeinhin verkannt. Wenn vom Antisemitismus die Rede ist, geht es allzu häufig nur um seine rassistische Variante, den nationalsozialistischen Antisemitismus und die Shoah, nicht aber um die gegenwärtig dominierende Erscheinungsform im Israelbezug. In der Konsequenz hinkt die Gesellschaft ihrem Ideal der Ächtung des Antisemitismus hinterher, denn diese wird allzu häufig nur auf die Manifestationen der Judenfeindschaft bezogen, die gewissermaßen tatsächlich als Atavismus daherkommen, d. h. auf die, die in ihrer ideologischen Begründung oder offenen Artikulation aus der Zeit fallen.

Das Ideal der Ächtung des Antisemitismus führt nicht nur nicht zu ihrer praktischen Umsetzung, es rahmt auch seine Verfestigung in der Gesellschaft. Denn mit dem Ideal der Ächtung des Antisemitismus geht gleichzeitig der Anspruch einher, mit Antisemitismus nichts zu tun zu haben und von der Ächtung per se ausgenommen zu werden, ja sogar vorsorglich freigesprochen zu werden. Nicht der Antisemitismus wird als Problem wahrgenommen, sondern die Kritik des Antisemitismus, die häufig als „Antisemitismusvorwurf“ der Beliebigkeit preisgegeben und skandalisiert wird. Dies mündet in einem „Antisemitismus ohne Antisemiten“ (vgl. Adorno/Horkheimer 1944/2008; Broder 2005). Dem Ideal seiner Ächtung verpflichtet wird der Antisemitismus zu einem abstrakten Bezugspunkt gesellschaftlicher Verhältnisse erklärt, die keine konkreten Akteure mehr zu haben scheinen und damit weder Handlungen noch Verantwortung kennen. Solch ein Denken folgert aus der Ächtung des Antisemitismus, dass es keine Antisemiten*innen mehr in der eigenen Umgebung gibt. Die Manifestationen des Antisemitismus bleiben dann unwidersprochen. Infam daran ist, dass es aber immer Betroffene gibt.

Antisemitismus bedeutet für Jüdinnen und Juden nicht nur einen Angriff auf die eigene Person, die Familie oder ihr Volk, sondern eine lange, schmerzhafteste Kontinuität, die vor mehr als 2000 Jahren begann, im Holocaust mündete und nach 1945 gar nicht zu Ende ging. In den familiären und kollektiven Narrativen stellt die jüdische Verfolgung eine ununterbrochene Kontinuität dar und prägt das „Doing »Being Jewish«“ (vgl. Inowlocki 2000). Für die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden steht die Kontinuität des Antisemitismus im historischen Verweisungszusammenhang der Shoah, sie leben im Land der Täter*innen und sind 75 Jahre nach der Shoah mit einem zunehmenden Antisemitismus konfrontiert. Doch bleiben die meisten Betroffenen allein, wenn sie in ihrem Alltag anfeindet und angegriffen werden. Mehr noch, unter den Bedingungen der ins Leere laufenden gesellschaftlichen Ächtung des Antisemitismus und in einem Land, in dem es »keine Antisemiten*innen« gibt, darf es auch keine Betroffenen geben. Die Mehrheit nimmt Antisemitismus nicht wahr, ignoriert oder bagatellisiert ihn. Gleichzeitig beanspruchen viele Nichtjuden, ganz genau zu wissen, was antisemitisch und was nicht antisemitisch ist. Aus der Mehrheitsformation und einer scheinbar neutralen Position heraus wird so die Deutungshoheit über Antisemitismus angemeldet. Die

Perspektiven von Jüdinnen und Juden gelten dagegen häufig als subjektiv, vorgelesen oder übersensibel. Dabei wird nicht erkannt, dass es geschichtlich bedingt kaum neutrale Personen zu diesem Thema geben kann. Die Perspektiven der Betroffenen auf Antisemitismus werden entkräftet, wohingegen es in der Auseinandersetzung mit anderen Diskriminierungsformen, etwa im Kontext von Behinderung, Geschlecht oder Herkunft, üblich ist, dass die Erfahrungen und Sichtweisen der Betroffenen im Vordergrund stehen sollen und ihre Position als Minderheit gegenüber einem Dominanzanspruch der Mehrheit verteidigt wird (Pildis 2018, o. S.):

„A central tenet of anti-oppression work is that marginalized communities are the authors of their own experiences. Those who experience a specific oppression get to define it, and how it shows up in their daily life in big and small ways.“

Jüdinnen und Juden wird die Deutungshoheit über Antisemitismus aber gemeinhin sowohl von der Mehrheitsgesellschaft als auch allzu häufig gerade von den Akteuren, die diese Rechte für alle anderen Minderheiten einfordern, verwehrt. Doch selbst in den Fällen, in denen Jüdinnen und Juden als Minderheit diese Deutungshoheit zuerkannt wird, besteht die Gefahr, dass die normative Forderung, jüdische Perspektiven auf Antisemitismus anzuerkennen, ins Leere läuft. Das liegt an der ideologischen Struktur antisemitischer Weltbilder, der nach Jüdinnen und Juden eben nicht als potenziell Gleiche, nicht als eine Minderheit unter vielen Minderheiten gelten, sondern entlang von im Phantasma absoluter »Andersartigkeit« und »Überlegenheit« konstruierten Fremd- und Feindbildern als Gefährdung des Prinzips der friedlichen Koexistenz von Mehrheit und Minderheiten dämonisiert werden. Antisemitismus unterscheidet sich demgemäß wesentlich von anderen Diskriminierungsformen im mehrheitsgesellschaftlichen Ordnungsgefüge. Aus einer identitätspolitischen Prämisse wie sie von Pildis formuliert wird folgt eine gewisse Beliebigkeit, diese spezifische Dimension des Antisemitismus zu vernachlässigen und die Zugehörigkeit zu einer diskriminierten Gruppe bzw. deren Anerkennung als hinreichende Bedingung auszugeben, ein soziohistorisches Phänomen in seinen mannigfachen Ausprägungen und Dimensionen definieren zu können (vgl. 2018).

Wenn die Anerkennung der Perspektiven der Betroffenen auf Antisemitismus keine hinreichende Bedingung für die richtige Definition des Antisemitismus als soziohistorisches Phänomen ist, so ist sie doch eine notwendige Bedingung dafür. Und das bedarf keiner elaborierten theoretischen Begründung, wie Jonathan Marks verdeutlicht (2018, o. S.): „Decency and good sense suggest that when we don't have any experience of a wrong, we ought to give considerable deference to those who do have such experience.“ Aber an genau dieser simplen Einsicht fehlt es allzu häufig, wenn *über* Antisemitismus und Juden

gleichermaßen gesprochen wird. Die Sichtbarmachung jüdischer Perspektiven auf Antisemitismus hat somit eine normative Dimension, die marginalisierten Perspektiven der Betroffenen in den Vordergrund zu stellen und darüber das zu erreichen, was der Antisemitismus zu unterminieren anstrebt: Die Anerkennung als Gleiche und das Recht darauf, selbstbestimmt, selbstverständlich und offen entsprechend jüdischer Identitätswürfe in Deutschland leben zu können (vgl. Chernivsky/Wiegemann 2017).

Gleichzeitig hat die Sichtbarmachung jüdischer Perspektiven auch eine pragmatische Dimension, denn nur, wenn die Perspektiven der Betroffenen berücksichtigt werden, lässt sich überhaupt nachzeichnen, was Antisemitismus ist und wie er sich im Alltag manifestiert. Dabei geht es nicht nur um einzelne Erfahrungen im Alltag, denn Jüdinnen und Juden haben ein tradiertes Wissen über Antisemitismus und darüber, wie er sich in Handlungen ausdrückt. Sie teilen aufgrund der Jahrtausende dauernden Verfolgung, der fortgesetzten Antisemitismuserfahrungen und als religiöse, kulturelle Gruppe einen gemeinsamen Erfahrungsraum. Trotz aller Versuche, sich zu assimilieren und damit antisemitischer Diskriminierung zu entgehen, ist das antisemitische Feindbild historisch betrachtet stetig aufrechterhalten worden, Jüdinnen und Juden wurden allein gelassen, ausgeschlossen, verfolgt und ermordet unabhängig davon, was sie gemacht haben. Diese Willkür der Konstruktion antisemitischer Feindbilder wird in der Aussage Sartres, dass „der Antisemit den Juden schafft“ (1945/1979, S. 184), sinnfällig. Hinter dieser Logik der antisemitischen Differenzkonstruktion dürfen Jüdinnen und Juden in ihren selbstbestimmten Lebens- und Identitätswürfen aber nicht zum Verschwinden gebracht werden. Vielmehr soll sich eine Sichtbarmachung jüdischer Perspektiven darauf beziehen, das Recht von Jüdinnen und Juden, als gleichberechtigte Menschen und Gruppe selbstbestimmt und offen in der Gesellschaft leben zu können, und die Lebenssituationen angesichts antisemitischer Anfeindungen, Bedrohungen und daraus resultierender Verletzungserfahrungen anzuerkennen. So geht es auch darum, den Betroffenen einen Raum zu geben, das Recht auf einen selbstverständlichen und offenen Umgang mit jüdischen Identitäten wahrzunehmen, sich der Erkenntnis nach positiv auf das Judentum als inhalts- und traditionsreiche Religion, Kultur und Gemeinschaft beziehen und jüdische Identität als wertvolle Ressource entdecken zu können.

Das Ziel dieses Buchs ist es, dazu beizutragen, dass die Leser*innen die Perspektiven der Betroffenen wahrnehmen und anerkennen sowie eine Haltung entwickeln, aus der heraus sie potenzielle antisemitische Denk- und Handlungsmuster erkennen und entwurzeln können, sodass die gesellschaftlichen Leitwerte und Ideale eingelöst werden.